

ANODOS VANE

DIE LETZTE PRINZESSIN

ROMAN



Giskim

KAPITEL EINS

Der Unfall

1

Gwen pflügte durch den Schnee, hinauf in den Wald, und spürte, dass er ihr folgte. Was war geschehen? Sie begriff es nicht. Vielleicht träumte sie nur. Das Ganze war ein böser Traum, und sie musste sich einfach so lange durch den Wald kämpfen, bis sie aufwachte. Sie hoffte, dass sie bloß träumte, denn wenn real war, was sie gerade erlebt hatte, würde nichts mehr so sein wie früher. Der Schnee reichte ihr bis zu den Knien; sie kam kaum vorwärts. Es sei denn ... Es sei denn, sie würde mit dem Schnee dasselbe tun wie mit dem Eis und mit dem Pickup. Aber würde sie das überhaupt noch einmal hinkriegen? Sie hatte keine Ahnung. Und sie konnte auch nicht sagen, wie sie es auf dem See und mit dem Pickup geschafft hatte. Falls wirklich sie selbst das gewesen war und falls sie nicht doch träumte ...

Ihr Herz raste wie eine Dampflock ohne Bremsen. Der Schnee drückte gegen ihre Jeans, machte den Stoff schwer und nass. Sie war nicht gekleidet für einen Gewaltmarsch durch die verschneiten Wälder Maines. Sie drehte sich um.

»Warte!«, rief der Junge, der unten an der Anhöhe in Sichtweite kam.

Seine durchnässten Kleider waren zerfetzt; Gwen konnte die glänzenden Muskeln seines Oberkörpers sehen. Ein Anblick wie aus einem schwülen Sommernachtstraum, nur dass er echt war, und es war mitten im Winter. Es verwunderte Gwen, dass seine Kleider wie Fetzen am Körper hingen. Es war nicht diese Art von Unfall gewesen, die er überlebt hatte. Oder? Andererseits ... Was wusste sie schon von Unfällen? Sie hatte bis heute noch keinen erlebt.

»Warte doch!«, rief der Junge noch einmal.

Gwen erkannte ihn. Es war Jack Bericus, der älteste Sohn einer Familie, die noch zurückgezogener in den Wäldern lebte als sie und ihr Vater. Dad hatte ihr den Umgang mit der Bericus-Familie verboten und dabei etwas von unreinem Blut gemurmelt. Die Familie Bericus machte Home-schooling und ließ sich nur selten und nur flüchtig in der Stadt blicken. Sie gingen auch nicht in die Kirche; angeblich statteten die Mönche von Saint George einmal in der Woche Hausbesuche bei ihnen ab, um die Sakramente zu bringen. Lilly, Gwens beste Freundin, die auch nicht zur Kirche ging, nannte sie (wie alle anderen in der Highschool auch) inzes-tuöse Hillbillies. Für ein Inzestkind sah Jack aber ziemlich gut aus, fand Gwen, und bekämpfte diesen Eindruck sofort wieder. So etwas durfte sie nicht denken! Sie hatte nicht geahnt, dass ein Bericus im Pickup saß.

»Du erfrierst hier draußen!«, rief sie zurück und bekam es mit einem schlechten Gewissen zu tun.

Warum war sie weggerannt und nicht zum Pickup gegangen? Bruno, ihr Langhaarcollie, hatte sie nach dem Unfall sofort zurück nach Hause geschickt. Dad würde bald hier sein. Und er wusste sicher, was zu tun war.

Jack blieb unten zwischen zwei vereisten Amerikanischen Buchen stehen.

»Ich erfrier schon nicht«, rief er. »Warum rennst du davon? Ich weiß, was du getan hast!«

Das klang wie ein Vorwurf. Gwen zuckte zusammen und fühlte, wie das Blut in ihren Kopf stieg. Sie errötete.

»Ich ... ich hab nichts getan«, sagte Gwen wenig überzeugend und klang wie ein Kind, das auf frischer Tat beim Plündern der Keksdose ertappt worden war.

Jack warf seine Arme auseinander, um anzuzeigen, dass sie keine Angst zu haben brauchte.

»Telekinese«, rief er und die Begeisterung in seiner Stimme war nicht zu überhören. »Du bist wie Jean Grey!«

Gwen blickte ihn entgeistert an. Sie zitterte am ganzen Körper, und das lag nicht nur an der Kälte.

»Dark Phoenix. X-Men?«, rief Jack weiter.

Gwen schüttelte den Kopf. Sie wusste, dass die X-Men in irgendwelchen Comics zu finden waren, aber mehr sagte ihr der Begriff nicht.

»Mädchen, komm da runter! Du hast Superkräfte!«

Gwen wusste nicht, wieso, denn sie fluchte nie, aber das Einzige, was ihr darauf einfiel, war ein kräftiges: »Shit!«

2

Jeden Schultag ging Gwen die Meile von der Blockhütte im Wald, wo sie und ihr Dad lebten, zur Haltestelle an der Hauptstraße, um zur Schule zu fahren. Und jedes Mal begleitete Bruno sie und kehrte nach Hause zurück, wenn sie in den Bus stieg. Dad hatte es ihr untersagt, allein in den Wäldern zu sein. »Dort lauern Gefahren, die du dir nicht einmal in deinen kühnsten Träumen ausmalen kannst«, pflegte er zu sagen, was Gwen für die Übertreibung eines überfürsorglichen Vaters hielt. Allerdings war auch Lilly der Meinung, dass zornige Indianergeister in den Wäldern rund um die Stadt hausten und dass es dumm von Gwens Dad war, mit ihr allein in einer Blockhütte am Rand der Zivilisation zu leben. Aber gut, sie glaubte auch, dass dunkle Feen und listige Kobolde, die aus Skandinavien nach Maine ausgewandert waren, hinter den Kulissen die Strippen in der Stadt zogen. Sie hatte eine lebhaftere Fantasie und eine unbändige Abenteuerlust, darum war sie auch Gwens beste

Freundin. Und als an diesem Morgen des 10. Februar 1987 der Unfall geschah, dachte Gwen, dass Dad und Lilly vielleicht doch irgendwie Recht hatten.

Es war ein kalter Dienstagmorgen und die Wolken am Himmel kündigten frischen Schnee aus dem Westen an. Trotzdem beschloss Gwen, nicht ihre Schneeschuhe oder einen Schneeanzug mit in die Schule zu nehmen. Die ganze Ausrüstung war zu unhandlich und auch ein bisschen uncool. Der Weg von der Blockhütte zur Straße war geräumt, und Gwen vertraute darauf, dass Dad dafür sorgen würde, dass er auch für den Rückweg geräumt war, falls es zwischenzeitlich zu neuem Schneefall kommen sollte. Der Weg, oft nicht mehr als ein Trampelpfad, streifte die Ostspitze und passierte das Südufer des Silver Lake, der im Sommer die Spaziergänger und Badefreudigen aus der Stadt anzog. Im Winter war der See überwiegend zugefroren, aber aufgrund mehrerer, oft unsichtbarer Strömungen war das Eis nicht überall gleich dick, sodass die wenigsten es wagten, dort Schlittschuh zu laufen.

Der See war von einer dicken Schneeschicht bedeckt und daran erkennbar, dass auf seiner vereisten Fläche kein Baum stand. Gwen hielt inne, als sie das kurze Stück Ufer zu ihrer Rechten erreichte. Etwas schien heute anders zu sein als sonst. Der Himmel über den verschneiten Baumwipfeln war grau, fast weiß, und die klirrende Kälte ließ die Tierwelt der North Maine Woods schweigen. Gwen hörte das Knacken im Eis, das Knistern in den Ästen und das Klirren der Eisblöcke im strömenden Gitaskog River, der am Südufer in den See mündete. Genauso wie gestern, und doch war etwas anders. Bruno legte seinen Kopf in den Nacken und sah Gwen fragend von der Seite an. Er schien nicht dasselbe zu spüren wie sie. Sein Schwanz wedelte fröhlich in der Luft; hechelnd ließ er die Zunge von der Seite raushängen. Ihm war nach Spielen zumute. Da hörte Gwen es.

Oder war es nur Einbildung?

Ein dröhnendes Brüllen, laut wie ein Donnerschlag. Es klang nach einem Tier, das sehr wild, sehr groß und sehr mächtig sein musste. Es schien zugleich in der Nähe und weit weg zu sein. Gwen konnte das Geräusch nicht lokalisieren, fast so, als wäre es nur in ihrem Kopf, und doch war es nicht bloß ein Gedanke. Das Brüllen war laut und fremd. Und dann sah sie es – wie ein verschwommenes Traumbild, das sich über ihre Sicht auf den schneebedeckten See legte. Auf der gegenüberliegenden, westlichen Seeseite, über eine halbe Meile entfernt, schoss ein roter Pickup durch die schneeweiße Böschung. Vereiste Äste und Zweige und Schnee wirbelten durch die Luft. Hinter der Böschung lag ein schmaler Feldweg, der sich die Hügel hinauf, tiefer in die Wälder schlängelte. Im Frühling und im Spätsommer benutzten Jäger den Weg, um zu ihren Jagdhütten zu kommen. Der Pickup krachte durch die Schneeschicht mit der Motorhaube voran ins Eis.

Und wieder riss dieses Brüllen, wie ein tiefer Urschrei, durch die Luft. Gwen streckte ihre Rechte, die zu zittern begonnen hatte, nach dem See aus ... und das Bild vom ins Eis stürzenden Pickup verschwand vor ihren Augen. Als wäre nie etwas gewesen. Es war eine Vision, nicht die Realität. Wie konnte sie im Wachzustand träumen? Gwen blickte Bruno neben sich an. Ihr treuer Begleiter machte große Augen und hechelte weiter. Was auch immer Gwen gehört und gesehen hatte, der Collie mit seinen viel stärkeren Sinnen hatte nichts davon gemerkt. Sie schüttelte den Kopf.

Was war das?

Plötzlich schoss Brunos Kopf in die Höhe. Er witterte etwas, fing sofort an, laut bellend am Seeufer auf und ab zu springen. Wenige Sekunden später krachte erneut der exakt selbe, rote Pickup durch die von Schnee bedeckte Böschung. Dieses Mal war das Bild klarer, weniger verschwommen, und dieses Mal hörte Gwen kein lautes Brüllen wie von einer riesigen Bestie. Dieses Mal war es echt. Mit dem Kühlergrill voraus, schmetterte das Fahrzeug in einem hohen

Bogen durch den Schnee in die Eisdecke, die sofort auseinanderbrach. Wasser spritzte und schäumte, Schnee wirbelte auf und kleinere Eisschollen bildeten sich rund um den Pickup, der zu sinken begann. Durch die Motorhaube lief Wasser in den Wagen. Aus der Distanz konnte Gwen nicht erkennen, wer am Steuer saß.

«Schnell, hol Dad!», rief sie Bruno zu.

Der Collie zögerte keine Sekunde und schoss los. Silver Lake lag näher an der Hauptstraße als an der Blockhütte, sodass Bruno nicht so schnell wiederkommen würde. Und deshalb zögerte auch Gwen keine Sekunde. Der Pickup sank langsam weiter durchs Eis in den See, und sie sah keinen, der rauskletterte. Vielleicht war der Fahrer bewusstlos. Es würde nur ein paar Minuten dauern, bis der Wagen ganz versunken wäre, und Dad würde frühestens in zehn Minuten kommen. So lange dauerte es mindestens auch, bis der Schulbus weiter unten zur Haltestelle kam. Und die Hauptstraße hier war kaum befahren, vor allem wenn niemand Anlass hatte, zum See zu gehen. Am Südufer, das Gwen auf dem Weg zum Bus immer passierte, stand zwar ein kleines Restaurant, das aber nur im Sommer geöffnet war, und soweit Gwen wusste, waren dort im Winter alle Leitungen tot. Also rannte sie ohne weitere Überlegung durch den Schnee auf den See.

Das Eis unter ihren Stiefelsohlen knackte und ächzte, und sie rutschte mehr, als dass sie rannte, doch sie schaffte es, das Gleichgewicht zu halten. Ihr Fixpunkt war der ins eisige Wasser absinkende Pickup. Gwen atmete schwer und sah jeden Stoß in der Form kleiner Wölkchen vor sie herziehen.

Als sie noch nicht einmal die Hälfte des Sees überquert hatte, musste sie durchatmen. Heck und Hinterräder des roten Pickups verschwanden aus ihrem Blickfeld hinter den aufgeworfenen Schneehaufen – das Letzte vom Wagen versank im See. Was konnte Gwen jetzt noch tun? Sie musste ins eisige Wasser tauchen und versuchen, den oder die Insassen aus dem Wageninneren zu befreien. Sie rannte und

DIE LETZTE PRINZESSIN: LESEPROBE
(ÄNDERUNGEN VORBEHALTEN)

rutschte noch schneller über das berstend tönende Eis, während der Schnee um sie aufstäubte.

Es fühlte sich wie eine Ewigkeit an, bis Gwen endlich die andere Seeseite erreichte. Durch den Aufprall des Pickups war der meiste Schnee an der Unfallstelle weggewirbelt worden. Und dort, wo der Wagen durchs gebrochene Eis ins dunkle Wasser abgeglitten war, hatte sich bereits eine neue Schicht gebildet. Nach Luft schnappend, blieb Gwen vor der frischen Eisschicht stehen. Sicher war das Eis noch dünn genug, dass sie es mit ihren Stiefeln aufbrechen konnte. Aber das war gefährlich. Sie sah vor ihren Füßen das dunkle Rot des Pickups unter der durchsichtigen Fläche schimmern. Gwen musste schnell eine Entscheidung treffen. Würde sie das Eis aufbrechen und ins Wasser tauchen, begab sie sich in Lebensgefahr. Wie lange würde sie unter Wasser brauchen, um den Pickup zu öffnen und den oder die Insassen nach oben zu ziehen? Was, wenn die Oberfläche gleich wieder zufror? Würde sie die Eisdecke von unter dem Wasser wieder aufbrechen können?

Während Gwen diese und tausend andere Gedanken in dem Bruchteil einer Sekunde alle auf einmal durch den Kopf schossen, streckte sie, ohne darüber nachzudenken, ihre flachen Hände über das Eis aus.

Die Eisdecke muss weichen und der Pickup muss zurück auf die Straße.

Es war fast wie eine fremde Stimme in ihr, die diesen Gedanken aufwarf. – Eine konkrete innere Aussage, wie ein Befehl.

Die Eisdecke muss weichen und der Pickup muss zurück auf die Straße.

Und es geschah. Gwen spürte die Energie, die durch ihren Körper rauschte; plötzlich stieg in ihr eine Kraft auf, die sie nicht kannte. Wie Schmetterlinge im Bauch, nur dass die Schmetterlinge überall waren und dass ihre Flügel aus Stahl bestanden und Funken schlugen. In ihr loderte und rumorte es. Gwens Hände begannen zu beben, das Bild, das sie vor Augen hatte, verschwamm wieder wie bei der Vision, und

sie meinte auch, in weiter, undefinierbarer Ferne das unheimliche Brüllen zu hören.

Das Eis vor ihr zerbrach in Tausend kleine Stücke, schoss wie ein aufsteigender Hagel in die Höhe, um dann in alle Himmelsrichtungen an ihr vorbei zu schießen, weit weg, tief hinein in die Wälder Maines jenseits des Sees. Starr vor Schreck blieb Gwen stehen und regte sich nicht, als wäre sie in eine Eisskulptur verwandelt worden. Im selben Moment schäumte das Wasser im entstandenen Loch im Eis, wellte über die Ränder, ohne Gwen zu treffen, und der rote Pickup schwebte aus dem See in die Luft. Von allen Seiten strömte das Wasser vom Wagen ab, während Gwen immer noch ohne jede Regung blieb, ihre Hände über das Eis ausgestreckt. Sie fühlte sich ungewöhnlich schwerelos. Wie in einem Traum.

Das Fahrzeug schwebte so unwirklich leicht wie Gwen sich fühlte über die eingebrochene Böschung zurück auf den Weg dahinter. Fast so, als spulte eine höhere Macht den Unfall des Pickups in Zeitlupe zurück. Gwens Schockstarre löste sich auf, als der Wagen hinter der Böschung nach unten sank und sie ihn nicht mehr sah.

»Das kann doch nicht wahr sein«, stammelte sie.

Sie ließ ihre Hände sinken, und dann fiel sie. Gwen stürzte mehr als ein Fuß nach unten, ihre Stiefelsohlen klatschten aufs Eis, Schnee stäubte, sie rutschte mit Schwung aus und knallte auf ihren Hintern.

BAM.

Das tat weh. Das Eis klang, als ob es drohte, zu bersten; stechende Schmerzen bohrten sich vom Gesäß durch ihren Körper bis in den Kopf. So betäubend war der erste Schmerz, dass sie gar nicht schreien konnte.

Was war gerade geschehen? Wie hatte sie nach unten stürzen können, als sie ihre Hände sinken ließ? Ohne es zu realisieren, war sie vom Boden aufgestiegen und in ihrer Starre hatte sie es geschafft, zu schweben – ein oder zwei Fuß über dem Eis. Sie hatte levitiert wie ein Heiliger der Kirche ... oder wie eine Hexe Satans.

Wessen Macht hatte ihren Körper einen Moment übernommen? Sie wusste es nicht; sie konnte nicht sagen, ob es gut oder böse war, ob, was sie getan hatte, aus dem Licht oder aus der Finsternis kam. Und das machte ihr Angst.

Stöhnend rappelte Gwen sich auf, bekreuzigte sich aus Gewohnheit und eilte stolpernd auf die Böschung zu. Sie kletterte durch die Schneise, die infolge des Unfalls im Ufergestrüpp entstanden war, und erreichte die andere Seite, wo tatsächlich der rote Pickup still auf dem Jägerweg im Halbdunkel des Waldes stand. Als ob nichts geschehen war und der Wagen dort nur parkte. Einzig die vereisten Wassertropfen auf der Karosserie, die einen glitzernden Perlentepich bildeten, deuteten darauf hin, dass nicht alles gewöhnlich war an der Lage des Pickups. Gwen achtete nicht darauf, wer im Wagen saß oder ob schon jemand ausgestiegen war. Sie war zu sehr durch den Wind, um klar denken oder klar handeln zu können.

»Das ist ein Traum, nur ein böser Traum«, raunte sie.

Also tat sie, was sie im Traum tun würde. Sie rannte los, auf und davon, hoch in den Wald. Und sie würde so lange rennen, bis sie wieder in ihrem warmen und bequemen Bett aufwachte.

3

Jack Bericus holte aus dem Pickup eine Decke, die völlig durchnässt war, und hüllte sich darin ein. Wieder sagte er:

»Du kannst Telekinese. Wow.«

Zaghaft war Gwen ihm zum Wagen gefolgt, nachdem er sie aus dem Wald zurückgerufen hatte. Sie wusste, dass wegrennen zwecklos und auch ein bisschen kindisch war. Noch immer versuchte sie zu fassen, was geschehen war. Es musste ein Traum sein. Es musste einfach.

»Ich weiß nicht, wovon du redest«, sagte sie.

Jack lachte. Er hatte ein kantiges Gesicht und seine blonden Mähnen standen wild durcheinander. Er sah älter aus

als er war. Er musste aber etwa in Gwens Alter sein, zwischen sechzehn und achtzehn Jahre.

»Ich hab's gesehen«, rief er in einem Tonfall, als ob er gerade den entscheidenden Touchdown der Forest Lions beschrieb. »Als du mich mit dem Wagen aus dem Wasser hobst, sah ich dich über dem Eis schweben. Mit ausgestreckten Händen. Wie Dark Phoenix! Du hast das Eis und den Wagen mit der Kraft deiner Gedanken bewegt.«

Gwen schüttelte den Kopf mit einem Ausdruck der Verzweiflung im Gesicht. »Ich hab keine Ahnung, wie ich das geschafft haben soll.«

»Wow«, sagte Jack, der seine Begeisterung nicht zurückhielt. »Wow. Wow. Du hast heute deine Superkraft entdeckt. Und ich war dabei!«

Gwen schüttelte den Kopf und musste ein wenig schmunzeln. »Du warst ja im Auto.«

Jack nickte mit einem schiefen Grinsen. »Ja.«

»Wie hast du es überhaupt geschafft, in den See zu crashen?«, fragte Gwen.

Jack kratzte sich am Hinterkopf. »Ich wurde bewusstlos, bin erst unter Wasser aufgewacht. Das war ein Schreck, sag ich dir. Ich hab manchmal so Blackouts, weißt du. Ist genetisch.«

»Und deine Eltern lassen dich allein mit dem Auto fahren?«, rief Gwen ungläubig aus.

»Naja, sie wissen nicht, dass ich den Wagen genommen hab. Normalerweise würde ich ja mit Papa in die Stadt fahren. Aber diese Woche geht er nicht mehr hin, und heute kommt ein neuer Teil von Dark Phoenix!«

Gwen zählte eins und eins zusammen. »Du meinst die X-Men-Comics? Deswegen hast du so ein Risiko auf dich genommen?«

»Tja.« Jack rubbelte mit der Rechten wieder über seinen Hinterkopf. »Ist ja nicht so, dass ich ständig Blackouts habe. Hätte nicht damit gerechnet, dass ausgerechnet heute wieder einer ausbricht.«

DIE LETZTE PRINZESSIN: LESEPROBE
(ÄNDERUNGEN VORBEHALTEN)

Gwen fragte sich, ob diese Blackouts so eine Inzestsache waren, und sie schämte sich für diesen gemeinen Gedanken. Sie sah, dass Jack sie mit seinen großen blauen Augen musterte. Und sie wusste auch weshalb. Bereits in ihrem Freshmen-Jahr an der Highschool hatten zwei Seniors sie zum Prom einladen wollen. Ihre Gestalt war zierlich und im Gegensatz zu Jack sah sie nicht älter aus als sie war, aber sie hatte etwas an sich, das andere Jungs anzog. So war es schon immer gewesen. Ihre Haut war weiß wie Schnee, das änderte sich nicht einmal unter der prallen Sonne im Hochsommer, ihr volles Haar, schwarz wie der Federschmuck eines vollkommenen Raben, wellte bis zu ihren Hüften und in ihren Lippen lag ein natürlicher roter Glanz, der auch im eisigsten Schneesturm nichts an Farbe einbüßte. Doch das, was andere wirklich verrückt nach ihr machte – sagte Lilly –, waren ihre Augen. Sie waren nicht sehr groß, leuchteten aber in einem so hellen Grün, dass sie Eyeliner und jeden Makeup-Versuch, ihre Schönheit oder Ausdrucksstärke zu betonen, überflüssig machten. Mit ihren strahlenden Augen konnte sie ein Loch in jedes noch so harte und verkrustete Herz brennen (wieder Lillys Worte), und Gwen war sich der Macht bewusst, die ihr mit ihrem Aussehen von Natur aus in die Wiege gelegt worden war. Und das war ihr nicht immer geheuer.

Gwen musterte Jack zurück. Sie war es gewohnt, die mal mehr, mal weniger verborgenen Blicke der anderen zu erwidern, und sie hatte darin eine wirksame Abwehrstrategie gefunden, um in Ruhe gelassen zu werden. Wenn sie ihre Augen wie die einer Katze verengte und funkeln ließ, wandten die meisten ihr Gesicht ab. Doch nicht so Jack. Er zeigte keine Scham. Das Blaue seiner Augen war wie die unergründlichen Tiefen eines Ozeans und in den Pupillen loderte ein dunkles Feuer, das jeden herauszufordern schien, der es wagte, hineinzublicken. Gwen konnte kaum anders, als sich in diese Augen zu verlieben. Aber das durfte nicht geschehen, denn Jack Bericus war der Inzestjunge.

Die Sekunden, in denen sie sich ansahen, fühlten sich

wie Minuten an. Jack brach schließlich die Stille und fragte:

»Wie heißt du eigentlich?«

Gwen stutzte. Die Frage überrumpelte sie, erwischte sie auf dem falschen Fuß. Sie wich seinem feurigen Blick aus. Sie wusste, wer er war; sie waren im selben Wald aufgewachsen, hatten sich aus der Entfernung, vor allem im Sommer, immer wieder am selben See gesehen. Wie konnte er nicht wissen, wer sie war? Das fühlte sich falsch an, wie eine Beleidigung.

»Gwen Eira.« – Sie rümpfte ihre Nase; das tat sie immer, wenn ihr etwas nicht passte.

Er grinste breit und reichte ihr die Hand zum Gruß. »Ich bin Jack Bericus.«

»Ich weiß.«

Aus dem Norden hörte sie Bruno bellen. Dad kam. *Endlich*. Jacks Miene verdunkelte sich.

»Ist das dein Hund?«, fragte er.

»Ja«, sagte Gwen erleichtert. »Dad kommt.«

Er legte seine hohe Stirn in Falten und sah kurz aus wie ein alter Mann im Körper eines Jungen.

»Du darfst ihm nichts von deiner Superkraft sagen, hörst du!«

Jack hob schulmeisterlich seinen rechten Zeigefinger, um seine Aussage zu unterstreichen. Davon wollte Gwen nichts wissen und schüttelte vehement ihren Kopf.

»Sicher erzähl ich ihm, was passiert ist. Wir sagen uns alles!«

Jack stieß einen theatralisch lauten Seufzer aus, ließ nervös seine Blicke durch den schummrigen, in Schnee gehüllten Wald wandern. Dann sah er Gwen direkt in die Augen und fragte:

»Liebt dein Dad dich? Weißt du sicher, dass er dich mit seinem Leben beschützen würde?«

Für Gwen bestand da kein Zweifel. Ihr Leben lang hatte er ihr mit seinen Worten und Taten bewiesen, dass sie sein Ein und Alles war.

»Ja, zu Tausend Prozent. Ja.«

DIE LETZTE PRINZESSIN: LESEPROBE
(ÄNDERUNGEN VORBEHALTEN)

»Gut, und darum darfst du es ihm nicht erzählen. Er ist erwachsen, und er wird tun, was alle Erwachsenen tun, die ihre Kinder lieben, wenn sie etwas über ihre Kinder erfahren, das sie nicht erklären können. Er wird die Regierung rufen, um dir zu helfen. Aber Erwachsene verstehen einfach nicht, wie böse das System ist. Durch die ständige Gehirnwäsche der Medien sind sie, ohne es zu wissen, selbst zu einem Teil des Systems geworden. Weil dein Dad dich liebt, wird er den Arzt rufen, der deine Superkraft untersuchen soll. Der Arzt, der nichts vom Unerklärlichen versteht und der von der Schulmedizin zu einem Sklaven des Systems gemacht worden ist, wird die Polizei rufen. Und die Polizei wird Männer in schwarzen Anzügen und mit schwarzen Sonnenbrillen rufen. Sie werden dich mitnehmen, dein Vater wird ganz zufällig bei einem Unfall allein im Wald ums Leben kommen, und sie werden Experimente mit dir machen. Sie werden versuchen, deine Superkraft auszunutzen und für sich zu gewinnen, bis du nur noch eine leere Hülle deiner selbst bist. Ein Schatten ohne Willen und Lebenskraft, gebrochen vom System, das deine Gabe für sich will. Darum darfst du deinem Vater nichts davon erzählen. Du würdest sein Todesurteil unterschreiben und du würdest dein eigenes Leben zerstören!«

Das war mal eine Rede. Gwen sah es Jack an, dass es ihm todernst war.

»Dad wird es niemanden erzählen, wenn ich ihn darum bitte«, erwiderte sie leise.

»O doch!«, rief Jack. »Er ist erwachsen. Erwachsene können nicht mit dem umgehen, was sie nicht kennen. Er wird Angst haben. Und er wird tun, worauf er vom System programmiert wurde, zu tun. Früher oder später wird er die Regierung involvieren. Eben weil er dir helfen will! Und dann ist alles verloren. Glaub mir!«

Das Bellen wurde lauter und Gwen hörte auch schon die Glöckchen am Schlitten ihres Vaters. Dad mochte keine Autos. Wenn er nicht auf dem Pferd oder zu Fuß unterwegs war, ließ er im Sommer eine Kutsche und im Winter einen

Schlitten von ihren zwei Zugpferden Laurel und Hardy ziehen, um von A nach B zu kommen. Manchmal nahm er auch einfach den Bus. Gwen und ihr Dad lebten nicht wie die Amish oder sektiererische Einsiedler – sie genossen den Komfort der modernen Welt mit Telefon, fließendem Wasser und Strom, aber mit Autos konnte oder wollte Dad nichts anfangen.

»Was soll ich Dad dann sagen? Dass ich Bruno nur so zum Spaß heimgeschickt habe?«

Jack schüttelte den Kopf und setzte ein verschmitztes Grinsen auf. »Nein, sag, so gut du kannst, die Wahrheit. Lüg so wenig wie möglich. Damit du dich nicht in Widersprüche verstrickst, und so. Verschweig nur das mit der Telekinese, meinem Wagen im See und mir. Okay?«

Das war ziemlich viel, was Gwen verschweigen musste. Aber Jack klang so, als hätte er Erfahrung damit, lebenswichtige Dinge zu verheimlichen. Gwen fragte sich, wie ehrlich er ihr gegenüber wirklich war. Aber der Hinweis, so viel wie möglich die Wahrheit zu sagen, half ihr. Sie hatte eine Idee. Hastig verabschiedete sie sich von Jack, kletterte über die Böschung auf den See und eilte ihrem Dad und Bruno auf dem Eis entgegen.

4

Als er Gwen über den gefrorenen Silver Lake auf ihn zu eilen sah, zog Hunter Eira die Zügel des Schlittens mit einem lauten »Hooo« an, ließ die Bremse wie ein Anker nach unten schnellen, warf die Zügel über den Bügel an seiner linken Seite und sprang vom Bock. Vater und Tochter begegneten sich mitten auf der Eisfläche, wo der Schnee noch hochstand und nicht plattgetreten war. Über ihnen am blassgrauen Himmel zogen sich dunkelgraue Wolken in einem schnellen Tempo zusammen; es würde bald schneien.

»Kleines«, rief er. »Was ist passiert?«

Bruno sprang fröhlich kläffend um die beiden herum. Er wirkte erleichtert. Schneeflocken stieben in die Höhe.

DIE LETZTE PRINZESSIN: LESEPROBE
(ÄNDERUNGEN VORBEHALTEN)

Gwen herzte den Collie und sagte:

»O, es tut mir so leid, Dad!«

Er riss sie an sich und schloss sie in die Arme.

»Erzähl, Kleines.«

Sie erzählte ihm nur von der Vision, ohne das mysteriöse Brüllen zu erwähnen, und sagte, sie hätte sich – vielleicht wegen der Licht- und Schattenverhältnisse – eingebildet, ein Auto in den See krachen zu sehen. Und obwohl Bruno nichts gemerkt hatte – weil es ja eine Einbildung war –, hatte sie ihn in ihrem Schreck sofort nach Hause geschickt. Zu ihrer Überraschung fragte ihr Vater sie, was für ein Auto sie gesehen hatte.

»Dad, es war eine Einbildung. Ich bin aufs Eis gegangen, aber da war nichts. Ich weiß doch nicht, was für ein Auto ich mir eingebildet habe!«

Ihr Vater grinste in seinen Bart hinein. Er war ein Schrank von einem Mann mit breiten Schultern und großen Händen, der immer ein kariertes Flanellhemd und eine Baseballmütze trug.

»Klar, Kleines. Du musst mir auch keine Marke nennen. Würde mich nur interessieren, wie das Auto in deiner Vorstellung aussah und welche Farbe es hatte.«

Gwen kräuselte ihre Nase. Warum interessierte Dad es so, wie das Fahrzeug aussah, von dem sie sagte, dass es gar nicht existierte? Glaubte er ihr nicht, dass es nur eine Einbildung war? Hatte er ihre Halbwahrheit schon durchschaut? Immerhin hatte Gwen nicht viel Erfahrung mit Lügen; sie hasste es, die Unwahrheit zu sagen. Und sie spürte, dass sie rot wurde. Also antwortete sie schnell, nur um die zunehmende Farbe im Gesicht loszuwerden:

»Es war ein roter Pickup.«

»Interessant«, sagte Dad und ließ es dabei bewenden.

Und Gwen fühlte sich sehr schlecht.

5

Hunter Eira beschloss, seine Tochter für heute in der Schule krankzumelden. Gwen machte sich Sorgen, dass Dad sie jetzt zu einem Psychiater oder sonst einen Arzt bringen wollte. Oder vielleicht sogar zu einem Exorzisten. Sie dachte an die mahnenden Worte von Jack. Doch ihr Vater winkte lachend ab, als sie vorsichtig fragte, ob sie sich untersuchen lassen sollte.

»Nein, Kleines, es sei denn du willst zum Arzt. Lass es heute ruhig angehen, das reicht. Täuschend echte Einbildungen kommen unter Menschen häufiger vor als du denkst.«

Für ihn war das Thema damit erledigt, und Gwen war froh, nicht darüber reden zu müssen. Denn es brannte ihr auf der Zunge, Dad alles zu sagen, aber sie befürchtete, dass Jack Recht hatte.

Gwen hätte gerne so schnell wie möglich mit Lilly über alles, was geschehen war, geredet – ihr würde sie nichts verschweigen; sie war ja keine Erwachsene, sondern ihre beste Freundin –, aber daheim zu bleiben, war ihr auch recht. Sie liebte die Blockhütte und hätte nichts dagegen, den Rest ihres Lebens dort zu verbringen.

Die Blockhütte stand auf einer erhöhten Lichtung, von wo aus man die Wipfel der Wälder im Osten, Westen und Süden und das Tal, in dem die Stadt lag, überblicken konnte. Nördlich der Blockhütte kletterte der Wald weiter die Hügel hinauf. Ein Palisadenzaun umgab die Lichtung, um die Wildtiere vom Gemüsegarten und von der kleinen Pferdewiese fernzuhalten. Am Eingangstor hing ein hölzerner Talisman mit dem Relief eines Ziegenbockkopfes. Gwen hatte ihren Vater als Kind oft nach der Bedeutung des Amuletts gefragt, aber mehr als ein »Der Namesda« – so nannte er den Talisman bzw. das Amulett – »beschützt uns«, hatte sie nie aus ihm herausbekommen. Sie schätzte, dass er ähnlich abergläubische Ideen wie Lilly hatte. Warum sonst würde er sie ständig vor dem Wald warnen und es ihr verbieten, nach Sonnenuntergang draußen zu sein. Nur redete

DIE LETZTE PRINZESSIN: LESEPROBE
(ÄNDERUNGEN VORBEHALTEN)

er nicht so viel über Geister wie Lilly, eigentlich sprach er nur wenig, egal, was das Thema war. Er war ein stiller Mann, ein Grübler, der sich bemühte, in der Gegenwart seiner Tochter nicht allzu grüblerisch zu sein.

Die Blockhütte verfügte über zwei Stockwerke, und das Obergeschoss mitsamt Terrasse über der Veranda hatte Gwen für sich. Dad hatte sein Zimmer neben der Eingangstür, gegenüber der Wendeltreppe hinauf in das Reich seiner Tochter. Gwens Stock war ein Loft-ähnlicher Bereich mit einem eigenen Badezimmer, das eine Art freistehenden Koje in der Mitte war, und der ganze östliche Flügel war von Bücherregalen vollgestellt – Gwens persönliche Bibliothek. Sie liebte Bücher und konnte sich zwischen den Regalen stundenlang in fremden Welten verlieren. Ihr Vater war keine große Leserratte, er sah sich nach Feierabend lieber alte Schwarzweißfilme im Fernsehen an. Oft setzte sich Gwen am Abend mit einem Buch zu ihm ins Wohnzimmer, während er zum tausendsten Mal eine Folge vom »Der dünne Mann« oder »Laurel & Hardy« schaute und Tränen lachte.

Kaum waren sie daheim und der Schlitten im Schuppen und die Pferde im Stall hinter der Blockhütte untergebracht, brach ein kleiner Schneesturm aus. Gwen zog sich mit einer Tasse heißen Kakao in ihr Himmelbett zurück, um zu lesen. Sie beschäftigte sich gerade mit den Schauer- und Fantasy-Geschichten des Viktorianischen Zeitalters. Heute war »Phantastes« von George MacDonald dran. Sie liebte seinen Erzählstil. Er beschrieb die Welt der Feen auf eine Weise, wie man Träume beschreiben würde oder wenn man kurz davor steht, einzuschlafen, und sich Erinnerung und Einbildung in einer fantastischen Welt vermischen. Die vielen Reime und Gedichte fand sie aber furchtbar und übersprang sie. Als der Held des Buches in einen Palast mit tanzenden Statuen kam, schlief Gwen ein. Sie träumte, dass sie von einem Einhorn in einem blühenden Blumenfeld beobachtet wurde. Das war nicht sonderlich ungewöhnlich. Sie träumte oft von Einhörnern – ihre Lieblingstiere, wenn es

sie denn geben würde. Sie hatte mehrere Einhorn-Plüschtiere, und an den Dachschrägen hingen immer noch einige kitschige Einhorn-Poster aus der Zeit vor ihrer Pubertät. Was den Traum ungewöhnlich machte, war alles andere. Das Einhorn grinste wie ein dummes Schaf und auf den Blumen saßen kleine Feen mit Engelsflügeln, die die umhersurrenden Bienen mit Pollen bewarfen. So viele waren es, dass es wie gelber Schnee aussah. Daneben schwebte Gwen, wie zu einer Statue erstarrt, über einen zugefrorenen Teich, und ließ den Schlitten, Dad, die beiden Pferde und einen bellenden Bruno mit ihrer Telekinese-Kraft durch die Luft wirbeln. Sie wollte aufhören, doch sie konnte sich nicht bewegen und je mehr sie ihre Gedankenkraft zwang, sie runterzulassen, desto heftiger rotierten Dad, der Schlitten, die Pferde und der Hund durch die Luft.

Mit einem Schrei wachte Gwen auf. Unten am Kamin bellte Bruno.

»Alles gut!«, rief Gwen.

Dad war nicht im Haus. Es hatte aufgehört zu schneien. Er war sicher draußen bei der Arbeit, denn er war einer der Förster des Countys, oder wie er sich selbst nannte: ein Waldwächter.

6

Jetzt war es spät genug, dass Gwen Lilly anrufen konnte, falls ihre Freundin daheim war. Schule war aus für heute – so lange hatte sie mitten am Tag geschlafen. Es gab zwei Telefone im Haus, beide mit Drehscheiben, die sich dieselbe Leitung teilten. Unten im Büro von Dad und oben auf Gwens Sekretär unter einem der Dachfenster gegenüber dem Bett. Dad nutzte das Telefon kaum, sodass er sich nie beschwerte, wenn Gwen und Lilly die Leitung stundenlang belegten. Er war immer froh, wenn er nicht erreichbar war. Hätte er mehr Wert auf menschliche Kontakte und Erreichbarkeit gelegt, dann würden er und Gwen wohl kaum in einer einsamen Blockhütte, eine Meile von der Hauptstraße

entfernt, leben. Und jetzt war Dad ohnehin nicht im Haus. Gwen konnte frei mit ihrer besten Freundin reden. Theoretisch hätte Dad ihre Gespräche mit dem Telefon im Büro abhören können, aber das hatte er noch nie getan und würde er auch nie tun. Dessen war sich Gwen sicher. Gwen wählte die Nummer von Lillys Familie, die sie auswendig kannte, und Lilly selbst nahm sofort ab. Als ob sie beim Hörer auf Gwens Anruf gewartet hatte.

Gwen erzählte Lilly alles, jedes einzelne Detail vom Gang zum See bis zu ihrem heißen Kakao. Sie verschwieg nur, dass Dad nach dem Wagen im Traum gefragte hatte. Warum sie das tat, wusste sie selbst nicht. Wollte sie ihren Vater vor Lillys Verdächtigungen in Schutz nehmen? Vielleicht ... obwohl es sich nicht so anfühlte, als müsste sie das tun. Zuerst einmal war Lilly sprachlos. Dann fluchte sie, was nicht viel zu bedeuten hatte, denn sie hatte drei ältere Brüder, und die Kommunikation lief in ihrer Familie überwiegend über Kraftausdrücke. Sie sagte:

»Ich sag's nicht gern, aber der Inzestjunge hat recht. Gute Entscheidung, dass du auf ihn gehört hast. Du darfst es wirklich niemandem sonst erzählen, auch nicht deinem Dad. Egal, wie lieb du ihn hast. Sonst kreisen hier bald die schwarzen Helikopter. Ich sag dir, es liegt am Wald.«

»Was liegt am Wald?«

Lilly hatte die Angewohnheit, mit ihren Gedankengängen hin und her zu springen und zu sagen, was ihr gerade einfiel. Damit hatte sie sich auch schon genug Ärger bei anderen eingehandelt. Sie meinte:

»Na, dass du plötzlich Telekinese kannst. Du warst den dunklen Energien dort zu lange ausgesetzt. Und dieser Inzestjunge mit seinen Blackouts. Der lebt auch allein im Wald. Zufall? Sicher nicht. Der hat auch was von der dunklen Energie der bösen Geister abbekommen. Nur hatte er weniger Glück als du!«

»Glaubst du wirklich?«

Obwohl Gwen ihre Freundin sehr gut kannte, konnte sie nie sicher sein, ob sie einfach nur vor sich hin phantasierte,

aus der Lust am Abenteuerlichen und Übersinnlichen, oder ob sie wirklich glaubte, was sie sich gerade aus den Fingern sog.

»Hör zu, Babe«, rief Lilly. – Sie nannte Gwen Babe und Gwen nannte sie Schätzchen, aus Jux, weil die Jungs sie für Babes hielten und sich cool vorkamen, wenn sie den beiden Mädchen ihre erlauchten Titel hinterherriefen, und weil die Erwachsenen, besonders die molligen Frauen mittleren Alters, sie mit Schätzchen ansprachen. – »Ich weiß, du glaubst mir nicht, wenn ich über den Wald rede, weil du nie was gemerkt hast. Aber ich bin echt nicht die Einzige, die spürt, dass dort das Böse lauert. Warum glaubst du wohl, hat dein Dad eine Mauer um eure Lichtung gezogen und einen Talisman bei dem einzigen Eingang aufgehängt? Wildtiere interessieren sich nicht für Talismans, Geister schon. Wir müssen die Faulkner-Hexe finden!«

Das war ja klar. Wenn Lilly auf den Wald zu sprechen kam, war die Legende von der Faulkner-Hexe nicht mehr fern. Die Geschichte von Elizabeth Faulkner war stadtbekannt und existierte in mehreren Versionen. Nach der bekanntesten Variante, die Gwen am häufigsten gehört hatte und die von Lilly bevorzugt wurde, war Elizabeth Faulkner die letzte Frau, die 1888 im Ort als Hexe verurteilt worden war und hingerichtet hätte werden sollen. Damit sie niemanden mehr verhexen konnte, wurde ihr nach ihrer Festnahme eine schwarze Haube über Kopf und Gesicht gezogen. Doch vor ihrer Hinrichtung am Galgen bat sie darum, ein letztes Mal die Sonne sehen zu dürfen. Der Henker entfernte die schwarze Haube und Elizabeth Faulkner verhexte ihn mit ihren dunklen Augen. Er befreite sie vom Strick, tötete sieben Männer und floh mit ihr in die Wälder. Seitdem gab es immer wieder Gerüchte, dass Jäger oder einsame Wanderer tief in den Wäldern von Nord-Maine eine Frau in einem weißen Kleid gesehen hätten, die – warum auch immer – eine schwarze Haube trug.

»Ach, du glaubst doch nicht wirklich, dass die Hexe im Wald lebt!«, rief Gwen.

»Natürlich nicht. Die ist doch schon längst tot. Aber viele haben ihren Geist gesehen. Es gibt mindestens drei gut dokumentierte Fälle aus den letzten fünfzig Jahren. Und sie alle haben sie in den Hügeln nördlich eurer Hütte gesehen! Ihr Geist ist lange genug hier, sie kann uns helfen.«

Gwen kannte Lillys gut dokumentierte Fälle zur Genüge. Ihre Freundin betrachtete jedes Gerücht, das mal irgendwo schriftlich festgehalten wurde, als gut dokumentiert. Das einzige Schriftstück, das sie wirklich unglaubwürdig fand, war die Bibel. Trotzdem ging Gwen auf ihre Aussage ein:

»Warum denkst du, dass ihr Geist uns helfen wird?«

»Weil sie immer mit der schwarzen Haube gesehen wurde. Deshalb! Das bedeutet, dass sie ihre Taten bereut und wieder gutmachen will. Geflohen ist sie ja ohne Haube.«

Lilly klang so, als ob sie von unumstößlichen Tatsachen redete. Normalerweise hätte Gwen nie zugestimmt, mit ihr nach dem Geist einer imaginären Hexe zu suchen. Doch nach dem Unfall war alles anders. Sie konnte nicht leugnen, dass es Telekinese gab, und so war die Idee von Geistern und Hexen auch nicht mehr so abwegig wie noch vor einem Tag.

»Okay«, sagte sie. »Einen Versuch ist es ja wert. Aber wir müssen gut planen. Bevor es dunkel ist, muss ich wieder daheim sein. Und Bruno nehmen wir auch mit.«

»Yesss!«

7

In dieser Nacht schlief Gwen nicht ein. Sie hatte heute Morgen zu viel geschlafen und sie konnte ohnehin nicht aufhören, über den Unfall nachzudenken und darüber, was das alles für die Zukunft bedeuten würde. Sie hörte Dads Bewegungen unten im Haus; auch er war an diesem Tag lange wach. Am Abend hatten sie gemeinsam einen Film geschaut, »Ein Herz und eine Krone«, Gwens Lieblingsfilm

unter den Schwarzweiß-Videos, die Dad sammelte. In der Blockhütte konnte man jede Diele knarren und jeden Balken ächzen hören.

Irgendwann nach einer gefühlten Ewigkeit des Hin- und Her-Wälzens im Bett, knarrten die Stufen zum Obergeschoss hinauf. Dad wollte bei Gwen nach dem Rechten sehen und Gwen befürchtete, dass er sich doch mehr Sorgen machen würde, falls er sie wach auffinden würde. Die rote Digitalanzeige auf dem flachen Radiowecker neben dem Bett sagte, dass es schon nach ein Uhr morgens war. Also täuschte Gwen ihren Schlaf vor, um möglichen nachhakenden Fragen zu entgehen. Sie hörte, wie Dad sich mit leisen Schritten über dem Bretterboden näherte. Draußen in der Wildnis konnte er sich einem Reh auf Armbreite nähern, falls der Wind günstig stand, doch im Haus war Schleichen unmöglich. Vater und Tochter wussten voneinander immer, wo der jeweils andere war. Er blieb am Bettrand stehen, beugte sich über sie. Gwen spürte seinen Schatten, roch den Duft von Kräutern in seinem Atem.

»Kleines«, flüsterte er.

Gwen regte sich nicht und bemühte sich, die gleichmäßige, schwerfällige Atmung einer Schlafenden nachzuahmen.

»Schlaf gut, meine kostbare Perle«, flüsterte er weiter und ging wieder.

Wenig später hörte Gwen ein vertrautes Geräusch, das sie um diese Uhrzeit aber nicht erwartet hätte. Klirren, Klicken und Knarren. Die Eingangstür wurde geöffnet, Dad verließ die Blockhütte. Gwen schwang sich aus dem Bett, schlüpfte in ihre Plüschtier-Pantoffeln, stapfte in Richtung Glastür zur Dachterrasse auf der Südseite und versuchte, sie zu öffnen. Die vereiste Tür klemmte, Gwen musste mit Gewalt drücken und verursachte einen betäubenden Krach, als die Starre nachließ und die Tür aufschwang. Wo auch immer Dad war, er musste sie sicher gehört haben. Trotzdem trat sie, nur in ihrem flauschigen Schlafanzug gekleidet, auf die Holzdielen der überdachten Terrasse vor ihr.

Der Platz war vereist und schimmerte im fahlen Licht des fast vollen Mondes. Gwen musste kleine und vorsichtige Schritte gehen, um nicht in einem hohen Bogen auszurutschen. Am Geländer angekommen, sah sie noch, wie Dad, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt, durchs Eingangstor hinaus in die Wildnis huschte. Anscheinend hatte er ihren Lärm doch nicht gehört. Der Wald umgab die Lichtung wie eine finstere schwarze Masse, und das Licht von Dads Taschenlampe verlor sich zwischen den Bäumen hinter dem Tor. Gwen fragte sich, wo er mitten in der Nacht hinging.

Sie eilte zurück in ihr warmes Bett und nahm sich vor, wach zu bleiben, bis Dad zurückkam. Dann könnte sie so tun, als wäre sie zufällig aufgewacht und würde sie sich ein Glas Milch aus dem Kühlschrank holen. Doch kaum versuchte sie nicht mehr krampfhaft einzuschlafen, kam ihr Körper zur Ruhe, und nicht einmal fünf Minuten später schlief sie tief und fest.

8

Am nächsten Morgen zögert Gwen, als sie den Silver Lake auf dem Weg zum Schulbus passierte. Am Frühstückstisch hatte sich Dad nichts von seinem nächtlichen Ausflug anmerken lassen und Gwen hatte so getan, als ob sie nichts davon wusste. Schon nach einem Tag ging ihr die Geheimniskrämerei gehörig auf die Nerven. Sie würde Dad so gerne erzählen, was gestern am See geschehen war. Auf dem zugefrorenen See sah sie Fußspuren im frischen Pulverschnee – sicher ihre und die von Dad –, aber nicht die Pfotenabdrücke von Bruno, obwohl er ihr ja auch mit Dad entgegengerannt war. Seltsam. Er war wohl nicht so tief in den Schnee eingesunken wie sie und Dad. Gwen seufzte und schlenderte langsam weiter.

Auf Höhe des kleinen zugebretterten Restaurants, das nur im Sommer zum Leben erwachte, blieb sie abrupt stehen. Sie stand auf der vereisten Holzbrücke über den schmalen, aber immer rauschenden Gitaskog, der vor dem Restaurant im See endete. Durch den Fluss schossen die Eisbrocken, die klirrend gegeneinander schlugen und sich an der Fluss- und Seemündung aufhäuften und mit der Eisfläche vereinten.

Etwas stimmte nicht an dem Bild auf dem See – abgesehen von Brunos fehlenden Pfortenspuren. Es war falsch. Die Fußspuren – sie durften gar nicht da sein. Nach dem Unfall hatte es geschneit, und zwar lang genug, um sämtliche Spuren zu überdecken. Die Spuren waren neu.

Nein.

Gwen dachte sofort an ihren Vater, als er nachts aus dem Haus geschlichen war. Sie machte auf dem Absatz kehrt und stapfte zum Zipfel des Ostufers zurück, von wo sie gestern zur Unfallstelle geeilt war. Bruno folgte ihr pflichtschuldigst und fröhlich hechelnd. Hier entdeckte sie keine Fußspuren im Schnee, stattdessen führten weiter nördlich zwei Spuren vom Ufer zur Mitte des Sees. Wenn man von der Blockhütte zum See wollte, war der Punkt, wo diese Abdrücke vom Weg auf das Eis führten, der naheliegendste Ausgangsort. Das *mussten* Dads Fußstapfen sein, wie er letzte Nacht auf den See und wieder zurück gegangen war. Gwen folgte den Spuren, die sich über die ganze gefrorene Fläche verteilten, und Bruno blieb neugierig durch den Schnee schnuppernd an ihrer Seite. Es wirkte so, als erkannte er den Duft von Dad wieder. Fröhlich ließ er seinen Schwanz wedeln. An mehreren Stellen war der Schnee zur Seite geschoben und die Eisschicht freigelegt worden – hatte Dad etwa nachsehen wollen, ob sich nicht doch ein roter Pickup unter dem Eis verbarg? Einige der Spuren führten auch zur Böschung, die eingerissen war, voller abgebrochener Äste und Zweige in den Büschen. Natürlich hatte Dad, der Waldwächter, die vom Unfall verursachte Schneise nicht übersehen. Die Fußstapfen führten auf den

DIE LETZTE PRINZESSIN: LESEPROBE
(ÄNDERUNGEN VORBEHALTEN)

schmalen Jägerpfad, der zugeschnitten und nicht geräumt war wie Gwens Schulweg – dafür sorgte Dad, wenn nötig, jeden Morgen früh mit dem Schlitten. Der Pickup war verschwunden, und der Schnee von gestern verbarg die Reifenspuren. Hier war kein Schnee zur Seite geräumt worden. Dad hatte also nicht nach den Spuren eines Wagens gesucht. Eher ließen seine Stiefelabdrücke darauf schließen, dass er eine Weile dort gestanden und sich umgesehen hatte und dann wieder zum See zurückgekehrt war.

Gwen war außer sich. Sie spürte, wie langsam ihre heile, vermeintlich sichere Welt auseinander bröckelte. Dad wusste oder ahnte irgendetwas. Er hatte ihre Geschichte von der Einbildung doch ungewöhnlicher gefunden, als er vorgegeben hatte. Aber warum? Er verschwieg ihr etwas. – So wie sie ihm. – Aber was? Sie war sich jetzt sicher, dass er den See letzte Nacht abgesucht hatte. Es passte einfach zu perfekt zusammen. Zufällig war Dad in der Nacht aus dem Haus gegangen und zufällig fanden sich am nächsten Morgen frische Spuren auf dem See. Das musste einen Zusammenhang haben. Nur konnte Gwen sich keinen Reim darauf machen. Was, wenn er von ihrer Telekinese wusste? Was, wenn doch der Wald schuld war? Gwen musste unbedingt mit Lilly darüber sprechen. Da fiel ihr der Schulbus wieder ein.

Als sie jünger war, hatte sie öfters den Schulbus vertrödelte – weil sie einem Schmetterling gefolgt war, Enten gefüttert hatte oder auf die glorreiche Idee gekommen war, im Gehen ein Buch zu lesen –, sodass der Bus mittlerweile nicht mehr auf sie wartete, auch wenn sie nur eine halbe Minute zu spät war. Sie musste sich beeilen.

Um schneller zur Hauptstraße zu kommen, hastete Gwen quer über das Eis nach Süden, wo das kleine Restaurant war. Die glatte Fläche unter ihren Sohlen knackte wieder und stöhnte, sie rutschte und stolperte, doch alles half nichts. Sie verpasste den Bus.

Gwen beschloss, ihren Vater nicht zu bemühen, schickte Bruno nach Hause und nahm die etwa drei Meilen zur Schule in die Stadt unter ihre Füße.

9

Nach etwa einer Meile die Hauptstraße entlang, kurz vor der Tankstelle, die den ersten Außenposten der Stadt markierte, hörte Gwen hinter sich das Dröhnen und Blubbern eines Motors und dumpfe Bässe aus einem Autoradio. Ein Fahrzeug näherte sich von hinten und wurde hörbar langsamer. Wer auch immer es für nötig hielt, hinter Gwen abzubremesen, drehte das Radio im Wagen weiter auf. Vielleicht öffnete er auch nur das Fenster. »There goes my baby«, sang irgendein Countrysänger von früher, den Gwen nicht erkannte. Sie stellte sich einen alten Redneck mit Ziegenbart und Bierbauch vor, der ihr in einem großen Pickup folgte. Was wollte er von ihr? Sicher nichts Gutes.

Gwen vergrößerte ihre Schritte, zog das Tempo an. Aber natürlich konnte sie einem Auto nicht davonlaufen. Sie spürte, dass das Fahrzeug ihre Höhe erreicht hatte und ihre Schrittgeschwindigkeit hielt. Ein starkes Gefühl der Beklemmung schnürte ihr die Kehle zu, wühlte wie ein Maulwurf durch ihren Magen und machte ihre Schritte schwer. Es lähmte ihren ganzen Körper. Sie war ein Mädchen allein am Straßenrand, und schräg hinter ihr rollte ein Wagen über die Straße, der wegen ihr die Fahrt verringert hatte. Dad konnte es nicht sein, denn er fuhr kein Auto. Ach. Warum hatte sie Bruno nur schon nach Hause geschickt?

Es war am helllichten Tag, und hinter der Anhöhe vor ihr, wo sich die Tankstelle gegen den grauen Himmel abzeichnete, lag die Stadt in einem geschützten Talkessel. Die Zivilisation war in Reichweite, und doch hatte sie Angst. Dann fiel ihr ein, dass sie angeblich Telekinese konnte. Sie hatte eine Superkraft, wie Jack es nannte. Was auch immer das bedeutete – es sollte ihr doch etwas mehr Selbstsicherheit geben. Sie blieb stehen, presste ihre Lippen aufeinander

und ballte ihre Fäuste. Sie durfte keine Angst zeigen. Dann drehte sie sich um und sah vor sich auf der Straße tatsächlich einen großen Pickup. Er war rot, und am Steuer saß Jack Bericus. Er hielt an, beugte sich zur Seite und stieß die Beifahrertür auf. Ein Stein der Erleichterung fiel von Gwens Herzen. Sie stemmte ihre Hände in die Hüften und rief:

»Du wieder!«

»Jep.« Er schnalzte mit der Zunge, während er das Radio leiser drehte. »Ich wieder. Muss ja immer noch den nächsten Dark Phoenix-Teil holen.«

»Und deine Eltern erlauben dir das nach allem?« – Gwen zeigte auf die Motorhaube, die einige Dellen hatte. Auch der Kühlergrill wirkte verbogen.

Mit einem verlegenen Grinsen rieb Jack seinen Nacken. »Papa und Mama wissen nichts vom Pickup. Ist eine lange Geschichte. Wenn du willst, zeig ich's dir mal.«

»Zeigen?«

»Wie gesagt, ist ne lange Geschichte. Und wo gehst du hin?«

»In die Schule«, sagte Gwen schulterzuckend.

»Zu Fuß?«

»Hab den Bus verpasst.«

»Soll ich dich mitnehmen?«

»Bitte, ich dachte schon, du fragst nie.«

Beide lachten. Dad hätte gesagt, dass Gwen sich vor einem Bericus in Acht nehmen sollte. Und Lilly hätte ein Geräusch des Ekels gemacht wegen der Vorstellung, beim Inzestjungen in den Wagen zu steigen. Aber Gwen mochte Jack. Er schien ein guter Typ zu sein.

»Ist ein Wunder, dass dein Auto noch fährt«, sagte sie, als sie auf den Beifahrersitz kletterte.

Im Wagen roch es modrig, das Leder der Sitze war rissig und quietschte mit jeder Bewegung. Auf dem Boden lagen ausgebreitete Zeitungen. Gwen warf einen kurzen Blick darauf, während sie sich anschnallte.

»Das ist, um die Feuchtigkeit aufzusaugen«, erklärte Jack und zeigte auf die Zeitungen. »Hab gestern den ganzen Tag

gebraucht, um mein Baby wieder auf Vordermann zu bringen. Der Schnee hat auch nicht geholfen.«

»Nicht schlecht«, sagte Gwen, nur um etwas zu sagen.

Jack betätigte brav den Blinker, auch wenn die Straße leer war, und fuhr los.

»Und, was hast du deinem Dad erzählt?«

Jack kam gleich zur Sache. Gwen hatte keine Lust, ihm alles zu erzählen. Lilly war ihre Vertraute, nicht Jack.

»Hab ihm gesagt, dass ich eine Einbildung vom Unfall hatte. Er glaubt mir; so was gibt's immer wieder, meint er.«

»Ach ja? Interessant.«

Jacks Reaktion machte Gwen stutzig. Was war daran interessant? Sie rümpfte ihre Nase. Er sah sie von der Seite an und fühlte sich genötigt, sich zu erklären:

»Meine Eltern würden es sehr komisch finden, wenn ich mir einen Unfall einbilde.«

Er lachte.

»Ach ja? Und deine Eltern fanden es nicht komisch, dass du den ganzen Tag weg warst?«

»Also, fürs Essen und für den Unterricht war ich daheim, wenn du das meinst. Ansonsten kann ich mich frei bewegen. Ich hab fünf kleine Geschwister. Meine Mutter, also meine Stiefmutter, aber sie ist wie meine Mutter, sie ist froh, wenn ich nicht ständig im Weg stehe.«

Jacks Geschwister hatte Gwen noch nie gesehen. Sie wusste gar nicht, dass er so viele hatte.

»Stiefmutter?«

»Jep, aber sie ist keine böse Stiefmutter. Mama starb, als ich noch ganz klein war. Papa schwor sich, nie wieder zu heiraten. So gebrochen war sein Herz. Mama war seine große Liebe. Jahre später traf er bei einer Dienstreise auf meine neue Mutter. Und er entdeckte, dass es eine zweite große Liebe gab. Sie heirateten und waren fleißig wie die Karnickel. Darum habe ich jetzt noch fünf kleine Geschwister, drei Brüder und zwei Schwestern.«

Er grinste schief, und Gwen fand, dass seine Familienverhältnisse gar nicht nach Inzest klangen, sofern Jack ihr

nicht doch etwas verschwieg. Sie musterte ihn einen Tick zu eingehend, denn er fügte wie eine Erklärung hinzu – als ob er ihre Gedanken lesen konnte:

»Ich weiß, was die Leute in der Stadt reden. Wir bleiben gern unter uns als Familie. Wie du und dein Dad. Wir trauen dem System nicht, aber wir sind keine inzestuöse Hillbillies.«

»Das habe ich auch nie behauptet«, rief Gwen und errötete.

»Danke, das weiß ich zu schätzen. Es wird aber behauptet, das weiß ich.«

Gwen hatte reflexartig reagiert, abwehrend und nicht ganz wahrheitsgemäß, aber er hatte sie sofort beim Wort genommen und nicht infrage gestellt. Sie wurde noch röter und schämte sich. Jack schien zu spüren, dass sie sich nicht wohl fühlte, denn er drehte das Radio wieder auf. Wie es schien, steckte ein Mixtape von ihm in der Anlage. Der Countrysänger, dem er zuhörte, wünschte sich jetzt, dass er ein Apfel war, der an einem Baum hing, und dass, wann immer sein Sweetheart vorbeikam, sie einen Biss von ihm nahm. Gwen dachte, dass der Text keinen Sinn ergab.

Jack sagte strahlend: »Ich liebe den Song, und den Film. Der beste Film aller Zeiten.«

»Welcher Film?«

»Na, Rio Bravo!«

Beim Refrain, der von einem alten Mann mit schräger Stimme begleitet wurde, stimmte Jack laut und noch schräger mit ein: »Get Along Home Cindy, Cindy.« Gwen grinste, seine Freude am Song war ansteckend. Doch kaum fand sie auch Gefallen daran, war er schon wieder vorbei, und jemand anderes sang von seinem Gewehr und seinem Pferd.

Einen Häuserblock von der Schule entfernt hielt Jack an. »Damit deine Freunde uns nicht zusammen sehen«, sagte er. Sie bedankte sich und rannte schnell los. Zweimal rutschte sie fast aus; an manchen Stellen war es auch in der Stadt, wo der Schnee größtenteils zu bräunlichem Matsch

geworden war, eisig glatt. Völlig außer Atem kam sie gerade noch rechtzeitig zur ersten Unterrichtsstunde an.

10

Gwen und Lilly verbrachten ihre Schulpausen unter einer großen Linde hinter der Turnhalle, wo auch die Stoner vor sich hin lungerten, sodass keiner der coolen Kids hier aufkreuzte. Das war den beiden nur recht. Lilly war außer sich, als Gwen ihr von der seltsamen Reaktion ihres Vaters auf die vermeintliche Einbildung erzählte und davon, dass er in der Nacht sehr wahrscheinlich den See abgesucht hatte.

»Ich wusste es doch!«, rief sie in der heiligen Entrüstung, die typisch für sie war. – War Gwen eher die introvertierte Melancholikerin, war sie voll und ganz die extrovertierte Cholerikerin. – »Dein Dad weiß mehr, als er zugibt. Mann, er ist einer der Waldwächter! Wie ich schon immer gesagt habe, er lässt dich nicht ohne Grund nie allein in den Wald gehen. Er weiß um die böse Macht, die dort haust. Und darum weiß er, dass gestern mehr mit dir passiert ist, als du ihm gesagt hast. Du musst ihn ab jetzt ganz genau beobachten. Und wir müssen die Hexe so schnell wie möglich finden!«

Gwen fand, dass sie ihren Vater doch direkt fragen konnte, aber das hielt Lilly für gar keine gute Idee. Ihr Dad hatte Gwen ihr Leben lang alles Wichtige über den Wald verschwiegen, sagte Lilly, und darum durfte Gwen ihrem Vater nicht trauen. Diese Vorstellung gefiel Gwen gar nicht, aber sie schätzte, dass Lilly recht hatte. Wie Jack. In was war sie da bloß hineingeraten? Vorgestern war ihr Leben noch ganz normal und ereignislos gewesen. Und jetzt? Jetzt konnte sie nicht einmal mehr ihrem eigenen Vater vertrauen.

Gwen stieß einen lauten Seufzer aus. Was gestern geschehen war, bewies, dass Lillys wildesten Geschichten und Ideen doch näher an der Realität sein könnten, als Gwen immer gedacht hatte. Sie überlegte sich, ob sie sich bei ihrer

besten Freundin entschuldigen sollte, weil sie sie nie ernst genug genommen hatte.

Lilly war anders als die anderen Mädchen in der Schule. An Schönheit konnte sie sich mit jeder Highschool Queen messen. Sie hätte selbst die Königin der Cheerleader und sämtlicher Cliques sein können, wenn sie es wollte. Ihr kastanienbraunes, lockiges Haar, ihre großen braunen Augen, ihre Figur und ihre langen Beine – die Natur hatte es mit Lilly ähnlich gut gemeint wie mit Gwen. Oder, je nach Perspektive hatte die Natur einen sadistischen Spaß daran, das Aussehen der Mädchen als Zielscheibe pubertierender Jungs zu nutzen. Lilly legte nicht viel Wert auf ihr Äußeres und kleidete sich wie ein Hippie, das hieß, wie ihre Mutter. Sie piffte auf das Patriarchat. Gwen machte sich gern hübsch; wenn Gott sie schon mit Schönheit gesegnet hatte, wollte sie das Geschenk recht nutzen.

Die beiden machten ab, am Samstagmorgen mit der Suche nach der Hexe anzufangen. Lilly würde übers Wochenende bei Gwen übernachten, sodass sie die Zeit des Tageslichts optimal nutzen konnten. Lilly hätte auch gern den Sonntag eingeplant, aber für Hunter Eira stand es nicht zur Debatte, dass seine Tochter am Sonntagmorgen die Messe verpasste. Darauf legte er großen Wert, auch wenn er sonst kein besonders religiöser Mensch war. Gwen durfte nie eine Beichte oder Eucharistiefeyer auslassen, selbst wenn ihr Vater am Sonntag arbeiten musste. Dann sorgte er dafür, dass sie für den Gottesdienst in der Kathedrale abgeholt wurde. Also blieb es nur bei Samstag, und Lilly sagte mit verschmitzter Miene:

»Und dann kann ich auch ein Auge auf deinen Dad werfen.«

11

Die Woche verlief ohne weitere Zwischenfälle. Gwen sah Jack nicht mehr und ihr Dad verhielt sich so unauffällig wie

immer. Gwen wusste nicht, ob sie das als ein gutes oder ein schlechtes Zeichen werten sollte.

Die Suche nach der Hexe am Wochenende gestaltete sich genau so, wie es Gwen vor dem Unfall, als noch alles normal war, erwartet hätte. Dad zeigte, dass er nicht begeistert von der Idee der beiden Freundinnen war, einen Tagesausflug in den Wald zu machen, aber er verbot es ihnen nicht, solange Bruno mitkam und sie in der Nähe der Blockhütte blieben. Das versprachen die beiden Mädchen und Gwen war sich dessen bewusst, dass sie sich nicht an den letzten Teil halten würden, weshalb sie sich schlecht fühlte.

Während sie nach dem Geist suchten, achtete Gwen aber peinlich genau darauf, dass sie nur so weit gingen, damit sie vor Einbruch der Nacht wieder in der Blockhütte wären. Das nervte Lilly, denn das bedeutete, dass sie in dem Schnee kaum einen Schritt weiterkamen. Unter dem Eis und dem Schnee sahen jeder Hügel und jeder Baum gleich aus. Von einer Hexe war nicht die geringste Spur zu entdecken, und die Frau im weißen Kleid und mit der schwarzen Haube war auch nicht so freundlich, ihnen zu erscheinen. Da sie sich nicht in akuter Lebensgefahr begeben wollten, blieben sie viel näher an der Blockhütte als geplant. Als die zwei Mädchen angemessen frustriert, durchnässt und unterkühlt waren, schlug Gwen vor, die Suche im Frühling fortzusetzen, wenn der Schnee geschmolzen war und sie auch sahen, wohin sie traten. Zähneknirschend stimmte Lilly zu. Im Winter würden sie nichts finden. Der Schnee verhinderte und beschränkte alles.

Am Sonntag überlegte sich Gwen, in der Beichte von ihrer Telekinese und dem Unfall zu reden, aber sie verzichtete darauf. Sie konnte Jacks Warnung nicht vergessen, und so blieb sie während der Beichte so unverfänglich wie immer. Und Pater Frank, der allen sagte, man solle ihn einfach nur Frank nennen, schien ganz zufrieden zu sein, wenn die Beichten kurz und oberflächlich gehalten wurden.

Die Wochen vergingen, und das Leben wurde wieder wie vor dem Unfall. Mehrmals versuchte Lilly, Gwen dazu

zu bringen, ihre Gedankenkraft einzusetzen, um Dinge zu bewegen – ob im Wald oder außerhalb. Zuerst sollten es nur leichte Gegenstände sein, wie Äste oder ein Kleidungsstück. Aber nichts geschah. Gwen hatte keine Ahnung, wie sie die Kraft in ihr entfachen und einsetzen sollte. Sie versuchte alles. Gute Gedanken, böse, entschlossene, bittende, betende, beschwörende ... Lilly probierte sogar, ihr Angst einzujagen. Nichts half. Die Telekinese blieb fern.

Nach einigen Wochen wirkte der Tag des 10. Februar 1987 fast nur noch wie ein ferner, unwirklicher Traum. Vielleicht war der Zwischenfall etwas Einmaliges gewesen, wie das Eingreifen einer höheren Macht, die nicht wollte, dass Jack starb, und die Gwen bloß als ein Werkzeug der Rettung benutzt hatte, weil sie zufällig in der Nähe war. *Vielleicht*. Das Leben schien wie gehabt weiterzugehen. Es war doch nicht alles anders geworden. Und das konnte Gwen nur recht sein.

Sie beschloss, nicht mehr daran zu denken, dass Dad in der Nacht den See abgesucht hatte, weil sie ihm von einem eingebildeten Unfall erzählt hatte. Sie beschloss, alles Unerklärliche auszublenden und eine normale Siebzehnjährige zu sein. Denn das war sie doch:

Ein ganz gewöhnliches Mädchen ...

